

Die Axtelle West

Nr. 47

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Am letzten Tag.

(Fortsetzung.)

Erzählung von Ernst Preczang.

Sie schwiegen beide, der Alte und der Junge. Wohl eine halbe Stunde lang. In immer kürzeren Zwischenräumen griff der erstere zur Flasche.

„So wie heut war's noch nie mit dem Pflock in der Brust! Ich denk, das Blut bleibt mir stehn

„Was ist?“

Der Alte hatte sich umgekehrt und sah der Davoneilenden nach: „War sie's?“ Er ließ die Hand des anderen los: „Ich seh Gespenster heute wo ich geh und steh. Dacht' doch wahrhaftig, ich seh die Kathrine! Aber 's ist ja nicht möglich.

„Doch. Noch einmal.“ Er legte seine Hand schwer auf den Arm des Jüngeren. „Hast Du ein Mädel?“

Der wurde rot. „Ja. Ein liebes, gutes! Ach, Du müßtest sie sehen, Kabe! Und ob ich gleich zwanzig Jahre in der Fremde bliebe, sie wartet auf mich.“



Chamfin.

in allen Athern!“ Dann murmelte er leise vor sich hin.

Der andere sah ihn nur von der Seite an. — Ein Mädchen kam ihnen entgegen, schlank und kräftig, mit einem rotwangigen Gesicht und großen glänzenden Augen. In dem hellblonden Haar schimmerte die Sonne.

Der Alte sah wie gebannt auf die Näherkommende. Scheu, in großem Bogen, wich sie aus.

„Kathrine!“ stöhnte er plötzlich und griff nach der Hand seines Begleiters.

Muß doch auch schon bald ein altes Weiblein sein.“

„Wohl eine Liebste von einst, die Kathrine?“

„Ja. Just so schlank und schön. Nein, schöner, viel schöner noch! Und die ging mir nicht aus dem Wege. Das heißt: damals nicht, als ich noch daheim war. Lag an meinem Halse und weinte: „Geh nicht fort, Julius, geh nicht!“ — Geh' nicht! — Ich bin doch gegangen. Grad ihretwegen bin ich gegangen!“

„Und sahst sie nicht mehr?“

„Hat sie das gesagt?“ Der Alte lächelte fein. „Wohl hundertmal und mehr!“

„Glaub's nicht.“

„Was?“ Der Jüngere schrie es fast und kehrte sich im Schreck zu ihm.

„Glaub's nicht. Sie lügt.“

„O, Du kennst sie nicht!“

„Doch. Ich kenne sie. Alle kenne ich. Es geht ihnen nicht um Dich, nicht um mich oder sonst einen. Es geht ihnen um die Haube. Zuerst ja, da glauben sie's wohl selber: den oder keinen.“

Und haben Dein Bild lebendig vor sich. — Hast schon 'mal eine alte Photographie gesehen? Tief-schwarz und deutlich war sie einst, dann ist sie blaß und blässer geworden und jetzt ist's nur ein gelber Schatten von dem, das sie einst war. Mit den Herzensbildern ist's nicht besser. Schlechter noch. Viel schneller verblasen sie. Und eines Tages fragt sich die Dirn': Wie sah er aus? Und: war grad er der schönste? Es scheint nicht so. — Und wieder eines Tages: Warum grad er? Muß er grad Julius heißen? Und wenn er sich Willi nennt? Man spricht's mit den gleichen Lippen. Vielleicht hat dieser ein eigen Haus, eine eigene Werkstatt, — schließlich fragt das Mädel auch danach. Wär's dort besser oder dort? Nun ja, man kann nicht ewig von der Liebe zehren —

„Hör' auf!“ schrie der andere. Und stöhnte: „Jetzt ist mir nimmer wohl!“

„Laß Dich's nicht anfechten, Söhnchen. Es liegt nicht gar so viel daran. Und — ich hab's überall gesehn — es wimmelt in der Welt von Schürzen. Sie fliegen Dir zu, wenn Du willst.“

„Du sprichst wie ein Alter. Kann man die Liebe denn aus- und anziehen wie einen Rock? Ich könnt's nicht! Ich nicht!“

„'s wär gut, wenn man's könnte. 's wär gut, wenn wir ein wenig Alter in der Jugend hätten. Und umgekehrt — freilich.“ Er ergriff die Hand des Jüngeren und streichelte sie väterlich: „Gib Dich zufrieden, Söhnchen, und Sorge nicht. Zuweilen kommt ja kein anderer. Zuweilen halten sie's ja ein Weilschen aus, die Mädel. Lieb und gut ist sie, hast Du gesagt. Da darfst Du schon auf zwei Jahre rechnen. — Bei mir sind's drei geworden. Das war zuviel. Herumgestrichen bin ich im ganzen Vaterlande, einen Ort ausfindig zu machen, wo Platz und Auskommen sei für zwei Menschen, die sich recht-schaffen lieb haben. Ausgespäht hab' ich wie ein Geier, wo ich ging und stand. Die Arbeit hin-geworfen, wenn sie sagten: „Nein, auf die Dauer läßt sich's nicht absehen.“ Was soll mir's dann? Kathrine wartet. Also weiter. Hier als ein Not-nagel und dort auf ein paar Wochen gebient. 's war immer wieder nichts Gesehtes. Einmal ging ich, ein andermal hießen sie mich gehen. Du kennst es ja. Es ist ein Spiel, — ein Spiel um's Leben. Wie endlich der Wurf fällt, kein Mensch weiß es vorher. Darüber waren mir an die zwei Jahre hingegangen. Geschrieben hatt' ich wohl dann und wann. Viel nicht, denn das Porto dauerte mich; Brot war mir nötiger. Was sollt' ich auch schreiben? 's war ja doch immer das-selbe. Und am Schluß stets: Wart' noch, Kathrine, warte. Auch von ihr kriegt ich ab und zu ein paar Zeilen. Voll Hoffnung zuerst und Treue. All-mählich ward's matter. Sie verlor den Glauben. Und schließlich schrieb keiner mehr, weil wir nicht lügen mochten.“

Der Erzählende machte eine Pause und atmete schwer.

„Es war also vorbei?“ Der andere drängte.

„Ja und nein. Es hätte noch alles gut werden können, wenn ich das Schicksal nicht versucht hätte. Vielleicht! Genau kann ich's nicht sagen. Denn ich weiß nicht, wie weit zu jener Zeit der Sinn des Mädels gediehen war. Ob sie noch an mir hing oder nicht. Ober ob sie sich schon anderweit gebunden hatte. — Unten an der bayerischen Grenze war's, da kriegt ich Arbeit. Eine kleine Stadt, tief unten im Tal gelegen, von Wald und Wasser und Bergen eingerahmt wie ein Zauberbild. Als ich hinabmarschierte, ward mir weh: das wär' ein Platz, dacht' ich, wo sich's leben ließ mit der Kathrine. Aber es wird ja wieder nichts sein. Es war schon finster in mir, Söhnchen, deshalb dacht' ich so. Und war ganz erstaunt, als mich ein Meister festhielt. „Wie lange?“ frag' ich. Er sieht mich genau an: „Auf die Ewigkeit kann ich nicht schwören. Aber wenn wir zu einander passen, könnt' schon ein Leben draus werden.“ Gut, noch einmal versucht' ich's. Es glückte über die Maßen. Wir paßten zueinander. Einige

Monate war ich dort, da kommt mir gar noch der Tod zu Hilfe. Der erste Gesell' starb. Der Meister nahm mich in seine Stelle: „Da kann noch einer sterben. Willst, so hast ausgeforgt für dieses Dasein, was das Futter anbelangt. Mit mir dauert's wohl auch kein Jahrhundert mehr. Ein Sohn ist nicht da. Also, Julius —.“ Siehst Du, Söhnchen, das war wie von Engeln im Himmel gesungen. „Ich bleib', Meister.“ Und geh' stracks nach meiner Kammer, der Kathrine die Freuden-botschaft zu schreiben. Hab schon die Feder in der Hand, da geht's mir wie ein Blitz durch den Kopf: Nein! Schreib nicht! Schweig noch eine Zeitlang, bis du sicher im Sattel sitzt! Versuch' noch ein Weilschen ihre Treue, und dann geh' selber. — Ich schrieb nicht. Schrieb die ganze Zeit nicht, bis das dritte Jahr um war, seit ich von Hause fort. Dann bitt' ich den Meister um Urlaub, meine Kathrine zu holen. „Hol' sie!“ Söhnchen, Söhnchen, war das eine Freude! Nagelneu von Kopf bis Fuß, setz' ich mich auf die Eisenbahn. Geld hatt' ich; gelebt wie ein Weizhals. Meine Tasche war schwer von Talern. Und sitz' nun im Zuge und rolle an manchem Ort, mancher Straße vor-bei, wo ich einst hungernd gewandert. Wie ein Traum war's mir. Und von Anfang bis Ende der Fahrt mal' ich mir immer wieder aus, wie die Kathrine schau und was sie sagen wird. . . .“

Der Alte senkte den Kopf und schwieg ver-loren.

Dann machte der andere: „Nun?“

„Es ist Markttag in der Heimatsstadt, als ich heimkomme. Und wie ich so über den Platz schreite lustig und guter Dinge, seh ich ein junges Frauchen mit einem Korb am Arm um ein Huhn feilschen. Bis dahin hatt' ich innerlich gesungen. Auf einmal wurd's still und eifrig in mir und furchtbar bange. „Kathrine?“ frag ich und denk, mich würgt einer. Sie dreht sich um, reißt die Augen auf und schreit: „Jeses, der Julius!“ „Ja,“ sag' ich, „der Julius,“ nehm ihre Hand und schau auf den Trauring. Sie zittert: „Bist ein Jahr fast zu spät gekommen.“ — Zu spät! Söhnchen, das ist ein schlimmes, ein gräßliches Wort. Das ist wie eine Wand, die auf Dich fällt. Leicht bricht's Dich nieder. „Hast Du mir nicht ver-sprochen?“ frag ich und drück' wohl ein wenig das Handgelenk in meiner Aufregung. Sie reißt sich trotzig los: „Ja, was verspricht so ein dummes Ding nicht alles!“ „Ach so,“ sag' ich —“

Der Alte unterbrach sich verwundert: „Stöhnst ja wie ein sterbend Tier, Söhnchen!“

„Ich hab' keine friedliche Stunde mehr!“

„So schweig ich.“

„Nein, nein, red'!“

„Erst reiß Dich zusammen, Söhnchen. Und halt's eifern in Dir fest: Um die, die sich ihres Besten wegen nachher zum dummen Ding machen, lohnt sich das Leid nicht. Wollt', es hätt' mir einer gesagt damals.“

„Ich schreib noch heute!“

„Tu's.“ Eine resignierte Bewegung mit der Hand. Der Alte schwieg und sann vor sich hin.

„Aber so red' doch!“

„Ach so. Ja. Also auf dem Marktplatz.“

„Wer ist's?“ frag ich noch die Kathrine. Da reckt sie sich wie in Stolz und Hoffahrt auf: „Der Willi Kramer.“ „Was, der?“ — Du mußt wissen, Söhnchen, das war der Jung' von meinem Lehr-herrn, einer, mit dem ich ewig in Zanf und Streit gelegen, weil er sich immer auf den Meistersohn herauspielte und uns zu kjonieren dachte. Na, ich hab's ihm oft versalzen! Also der, der genau wußt', daß die Kathrine m i r anhing, der's schon damals nicht sehen konnt', daß sie ihn links liegen ließ und mich vorzog, der hatte es fertiggebracht, indes ich mich sorgte um unsere künftige Häuslich-keit. — Ich vom Markt fort wie ein blindwütiger Stier — zu ihm! „Hund,“ sag' ich, „Du hast das Mädel beschwahn!“ Er steht grad auf am Tisch in Hochmut und Verachtung: „Was willst, Stromer?“ — „Stromer?“ — Ich seh an mir nieder. Alles neu und sauber. Er merkt den

Blick: „Der hat am End' auch nicht hoch gehangen, der Rock, wie?“ — „Wie?“ Ich denk', ich hör' nicht recht. In meinem Schädel kreist alles. — „Nun, herumgetrieben hast Du Dich auf der Landstraße. So lange, wie's ein e h r l i c h e r Mensch nimmer tut. Und kommst nun her und meinst, die hübschen Mädchen warten auf so einen?“ — „So einen?“ Söhnchen, Söhnchen!“ Der Alte reckte die Arme und ballte die Fäuste: „Da war ein Menschenleben dicht am Sarge! Noch einen Augenblick halt' ich an mich, stier' ihn bloß an wie einen Verrückten. Er spricht weiter voll Hohn und Gift: „Willst wieder ein ordentlicher Mensch werden? Ich geb' Dir Arbeit. Und Kathrine, mein Weib, soll die Suppe kochen —.“ Söhnchen, Söhnchen —“

Die Stimme des Alten gurgelte; er mußte einen Augenblick verschmaufen und schluckte in sich hinein:

„Da schlug ich zu! Ihm direkt in's Gesicht. Und als ich zum zweitenmal ausholen will, bin wer meinen Arm. Kathrine! Was sie gesagt hat, weiß ich nicht. Aber es war bitter und böse. Ich bin davongestürzt. Geradenwegs zum Herbergs-wirt. „Jahr' Wein auf!“ hab ich geschrien. Und zu den Stunden — es war wohl ein Duzend: „Sauft! Heut ist mein Hochzeitstag!“ Und hab' eine Hand voll Taler unter sie geschmissen.“

Der Erzählende lachte leise: „Söhnchen, das war ein Fest! Ich glaub', sie reden noch heut davon und lecken sich die Lippen. Eine Tafel weiß decken lassen; das schönste Geschirr besohlen; das beste Essen. Auch ein paar Musikanten ließ ich aufstreiben. Und dann — Halleluja! — kein Weib durft' mir herein in den Saal. Gelacht haben wir unter uns. Dazu gesungen, daß die Wände zitterten. Bis zum frühen Morgen. Da lagen sie wie die Leichen am Boden umher; auch die Musiker. — Das war mein Hochzeitstag, Söhnchen, und meine Hochzeitnacht.“

(Schluß folgt.)



Winde und Stürme.

(Mit Illustrationen nach den Gemälden von Fritz v. Kerner.)
Von Heinrich Gerstmann.

Schon die unmittelbare Wahrnehmung läßt uns die Luftbewegungen in Winde und Stürme deutlich unterscheiden. Einen Wind empfinden wir als etwas Gelindes, oft Angenehmes, weil er uns Kühlung bringt, während der Sturm uns recht begegnet. Auf dem Wasser schwellt der Wind die Segel der Fahrzeuge zu gedeihlicher Fahrt, der Sturm schleudert auf den heftig bewegten hohen Wellen die Schiffe hin und her, zerstört sie und versenkt sie in dem nassen, aufgewühlten Meer. Die genaue Prüfung läßt erkennen, daß das un-ter-scheidende Merkmal zwischen Winden und Stürmen die Geschwindigkeit ist, mit der sich bei ihnen die Luft bewegt. Die atmosphärische Luft, die überall, wo es auf der Erde vorkommt, chemisch aus denselben Bestandteilen — Sauerstoff und Stickstoff — und zwar überall im wesentlichen in denselben Mischungsverhältnissen zusammengesetzt ist, hat, wie alle Gase, das Bestreben, sich nach allen Seiten hin auszudehnen. Wenn überall in der Atmosphäre gleich dicht wäre, d. h. wenn stets in einem Kubikmeter Atmosphäre die gleiche Anzahl von Luftmolekülen vorhanden wäre, würde jeder Kubikmeter Luft auch den nämlichen Druck nach allen Seiten hin ausüben, und dann könnte keine Luftbewegung zustande kommen; denn wenn etwa ein Kubikmeter Luft einen gewissen Druck nach rechts ausübt, so übt die rechts von ihm liegende ebenso dichte Luft mit ihren ebenso vielen Molekülen im Kubikmeter auch den gleichen Druck nach links hin, und dieser ebenso große Widerstand hebt den Druck nach rechts völlig auf, das Resultat ist, daß in dem ganzen Luftsystem wohl die ein-zelnen Moleküle eine kleine hin- und her-

schwingende Bewegung vollziehen, aber kein Kubikmeter Luft eine fortschreitende Bewegung ausführt, vielmehr jede Luftmasse stets an derselben Stelle beharrt, an der sie sich einmal befindet. Nun haben aber die einzelnen Luftmassen recht verschiedene Dichten. Diejenigen Luftsäulen, die von der Sonne erwärmt werden oder auch durch die Berührung mit der von der Sonne erwärmten Erde oder dem erwärmten Wasser Wärme aufnehmen, dehnen sich aus, wie dies im allgemeinen jeder erwärmte Körper tut. Wenn aber die Luftsäule, die eine gewisse Anzahl von Molekülen enthält, eine Ausdehnung, etwa nach oben, gegen den freien Weltraum hin erfährt, also eine größere Zahl von Kubikmetern ausfüllt, als vorher, so sind in jedem Kubikmeter jetzt weniger Moleküle enthalten als vor der Erwärmung, und diese geringere Zahl von Molekülen kann auch nicht den gleichen Druck nach den Seiten hin ausüben, den das benachbarte Kubikmeter Luft ausübt, das nicht von der Sonne getroffen wurde, also auch nicht ausgedehnt ist und somit die größere Zahl von Molekülen enthält. Diese kältere, dichtere Luft wird also an der Seite einem geringeren Widerstand begegnen und sich nach der wärmeren, lockeren Luft hin bewegen. Wenn dieser Dichteunterschied zwischen den benachbarten Luftsäulen sehr bedeutend ist, wird die dichtere Luft sich sehr kräftig und schnell gegen die so viel dünnere Luft bewegen, ist aber der Dichteunterschied der Luftsäulen nur gering, so kann die dichtere Luft nur eine schwache, langsame Bewegung gegen die wohl ein wenig, aber eben nur wenig dünnere und noch ziemlich widerstandsfähige Luftsäule vollziehen, und jene schnellere, kräftigere Luftbewegung nennen wir Sturm, die langsamere, schwächere dagegen Wind. Man hat besondere Instrumente konstruiert, mit denen man die Geschwindigkeit der Luftbewegung mißt, und unter einem Sturm verstehen wir eine solche, die in der Sekunde mindestens etwa 20 Meter zurücklegt, doch kommen auch sehr heftige Stürme vor, bei denen die Luftgeschwindigkeit über 100 Meter, ja noch mehr beträgt. Man begnügte sich nicht mit dieser Zweiteilung in Wind und Sturm, sondern stellte eine förmliche Skala der Luftbewegungen auf, wobei immer wieder die Luftgeschwindigkeit maßgebend war, und die alle Grade vom leisen Zug bis zum Orkan in 12 Stufen umfaßt. Die Einteilung hat nicht bloß einen rein wissenschaftlichen Wert zur genaueren Kennzeichnung der Windercheinungen, sondern sie hat auch große praktische Bedeutung, ganz besonders für die Schiffer, die je nach dem Betrag der Luftbewegung Segel aufsetzen oder einziehen und andere Vorkehrungsmaßregeln treffen müssen.

Außer nach dem Grade der Geschwindigkeit kann man die Luftbewegungen noch danach einteilen, ob sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit auftreten. Schon den schwachen Wind, der nach warmen Sommertagen am Abend einzusehen pflegt, kann man als regelmäßig bezeichnen. Er entsteht dadurch, daß dort, wo die Sonne untergegangen ist, die Erde und die über ihr befindliche Luft ihre am Tage von der Sonne empfangene Wärme verhältnismäßig schnell abgeben; die abgekühlte Luft ist, wie immer beachtet werden muß, schwerer als die erwärmte; westlich von den Gegenden, wo die Sonne unterging, scheint ihr Licht noch, die Luft ist dort noch wärmer und infolge davon schwerer, und so strömt die Luft in einer angenehm kühlenden Bewegung von den der Sonne nicht mehr zugewandten Punkten nach den noch von der Sonne beschienenen und bringt den bekannten Sommerabendwind. Wenn die Erde an sehr heißen Tagen stark durchwärmte ist, kann sie diese große Wärme nur unvollkommen abgeben, die Luft kühlt sich nur wenig ab, und auch der Abendwind macht sich kaum bemerklich. Daher kommt es, daß bei uns nach besonders heißen Tagen auch die Abende keinen frischen Luftzug bringen. Eine größere Regelmäßigkeit weisen die täglichen Küstenwinde auf. Das Wasser hat

die Eigenschaft, sich nur langsamer und schwächer zu erwärmen, als bei gleicher Sonnenbestrahlung die das trockene Land bildenden Gesteins- und Erdbarten tun; dafür gibt das Wasser aber auch die schwerer zustande gekommene Erwärmung nur zögernder ab als das Land. Am Tage, wenn die Sonne scheint, ist also das Land wärmer als das an der Meeresküste benachbarte Wasser, demzufolge ist zur Tageszeit die Luft über dem Land mehr von der Erde durchwärmte und leichter, als die über den benachbarten Teilen des Ozeans, und sie bewegt sich in den Tagesstunden als Seewind von der schwereren Seeluft nach dem Lande hin; nachts kühlt sich umgekehrt die Erde und mit ihr die über ihr lagernde Luft schneller ab, als die See und ihre Luft, die letztere ist wärmer und leichter als die Landluft, und so weht bei Nacht ein Landwind in die See hinaus.

Das großartigste und für die Gestaltung des Klimas wichtigste Beispiel von regelmäßigen Winden bieten die Passatwinde. In den Äquatorgegenden wird das ganze Jahr hindurch die Erde durch die senkrechte Sonnenstrahlung sehr stark erwärmt, die Luft aufgelockert und leicht gemacht. Mehr nach Norden und Süden hin folgen kältere Gegenden mit schwererer Luft, die in unaufhörlicher Bewegung gegen den Äquator hinströmt. Der Vorgang spielt sich aber so ab, daß am Äquator die Luft aufsteigt, in der Höhe nach Norden und Süden hin abfließt und Hunderte von Meilen vom Äquator entfernt wieder zur Erde sinkt; während dessen drängt unmittelbar an der Erdoberfläche die kalte Luft zum Äquator und seiner warmen Luft nach, auf der nördlichen Erdhälfte als Nordwind, auf der südlichen als Südwind. In der unmittelbaren Nähe des Äquators herrscht also kein eigentlicher Wind, die Luft steigt dort nur senkrecht in die Höhe, es ist die von den Segelschiffen so gefürchtete und gehäßte Gegend der Calmen oder Windstillen, in denen nicht der leiseste Luftzug die schlaffen Segel schwellt, und wo deshalb der Fortgang der Fahrt auf die unangenehmste Weise unterbrochen wird. Auf dem Pit von Teneriffa hat man Gelegenheit, die beiden Luftströmungen deutlich wahrzunehmen. Wenn man auf diesen Berg steigt, so bemerkt man in geringer Höhe über dem Talboden den kühlen Nordwind, in der Nähe der Bergspitze aber den vom Äquator her wehenden warmen Südwind. Die am Erdboden zum Äquator strömende Luft bewegt sich nicht etwa direkt und geradlinig auf der Nordhälfte nach Süden, auf der Südhälfte der Erde nach Norden. Denn die Luft nimmt an der Erdbewegung teil; wäre dies nicht der Fall, glitte die Erde unter der Luftsphäre dahin, diese in Ruhe zurücklassend, so würde das dieselbe Wirkung haben, wie wenn ein Orkan von unvorstellbar zerstörender Kraft rüttelte. Die Luft dreht sich aber um so langsamer, je weiter sie vom Äquator entfernt ist. Wenn solche Luft beim Nachdrängen zur heißesten Zone und zur aufgelockertesten Luft in Erdgegenden kommt, die sich schneller drehen als die vorher von denselben Luftschichten gedrückten, so behält diese Luftschicht infolge der Trägheit ihre frühere geringere Bewegung bei, die Erde eilt gleichsam unter ihr hinweg, und die Wirkung ist, daß die zum Äquator eilende Luft hinter der Erde zurückbleibt: aus der direkt nördlichen Richtung der Luft auf der Nordhälfte wird eine nordöstliche, aus der glatt südlichen der Südhälfte eine südöstliche. So ist denn der Nordpassat ein Nordostwind, der Südpassat ein Südostwind. Die weit entfernt vom Äquator zur Erde sinkenden äquatorialen Luftströme bringen, auch wenn sie auf ihrer weiten Wanderung viel Wärme ausstrahlen, dennoch dorthin, wo sie auf der Erde anlangen, noch beträchtliche Mengen der in der heißen Tropengegend aufgenommenen Sonnenwärme, zum Segen der betroffenen Erdstriche, die auf diese Weise ein viel milderes Klima haben, als wenn ihnen dieser Wärmezuwachs nicht zuteil würde. Noch viel bedeutendere Wärmemengen übertragen die Passat-

winde aber auf indirektem Wege. Indem sie nämlich an der Oberfläche des Ozeans wehen, nehmen sie durch Reibung die oberflächlichen Wasserteilchen mit und zwingen sie so, der Bahn der Winde selbst zu folgen. Die oberflächlichen Wasserschichten reifen, ebenfalls durch Reibung, sowie infolge der Kohäsion, die unter ihnen befindlichen Lagen des Wassers mit, und so erstreckt sich diese Wirkung des Passats bis auf recht erhebliche Wassertiefen; es sind außerordentlich bedeutende Wassermengen, die auf diese Weise in dauerndem und unaufhörlichem Strome von äquatorialen Gegenden nach sehr weit nördlich und südlich liegenden Teilen des Erdplaneten befördert werden und die die regelmäßigen Meeresströmungen bilden. Solche Strömungen kommen im Großen wie im Atlantischen und im Indischen Ozean vor; namentlich in den beiden erstgenannten Weltmeeren, die sich bis hoch zum Norden und tief zum Süden ausdehnen, beeinflussen die Meeresströmungen das Klima von vielen Ländern in der merkwürdigsten und wichtigsten Weise. Für uns Europäer kommt in Betracht die äquatoriale Strömung des Nordatlantischen Ozeans, die unter dem Namen des Golfstromes bekannt ist. Seinen Ausgang nimmt dieser vom Golf von Mexiko — von ihm hat die ganze Strömung ihren Namen —, geht zunächst an der Küste von Amerika entlang und wendet sich nördlich von der Halbinsel Florida nach Osten, um Europa im Meerbusen von Biscaya zu berühren; dann wendet er sich nach Norden und umspült die Westküste von England, demnächst die von Skandinavien und erstreckt sich bis über die Nordküste von Nowaja-Semlja, während nördlich von Island ein Zweigstrom sich nach Island wendet. Der Lauf der Strömung ist, ihrer Entstehung entsprechend, dem Laufe des Passatwindes angepaßt, und dessen Richtung wieder ist bedingt durch die Zusammenwirkung von Meer und festem Land, deren verschiedene Erwärmungsfähigkeit ja schon vorher auseinandergesetzt wurde und sich auch hier wieder dadurch kenntlich macht, daß der Passatwind und mit ihm auch der Golfstrom sich dort finden, wo die durch die lokalen Einflüsse von Meer und Land entstehenden Luftströmungen ihr Fortbestehen ermöglichen und erleichtern. Zum Erfah des durch den Golfstrom und übrigens auch des durch den entsprechenden Meeresstrom im Großen Ozean, der an der ostasiatischen und westamerikanischen Küste den Namen Kuro-Siwo führt, vom Äquator zum Pol geführten Wassers bewegen sich im Ozean, nicht selten den Äquatorialströmungen benachbart, umgekehrt gerichtete Meeresströmungen, die von Polar Gegenden her kaltes Wasser zum Äquator transportieren, wo es sich stark erwärmt und wieder die erst erwähnten warmen Strömungen speist. Dem Golfstrom haben England, der westliche Teil von Skandinavien, Island und schließlich auch Deutschland eine viel höhere Temperatur zu danken, als ihnen ohne ihn lediglich infolge ihrer geographischen Lage im Norden Europas beschieden gewesen wäre.

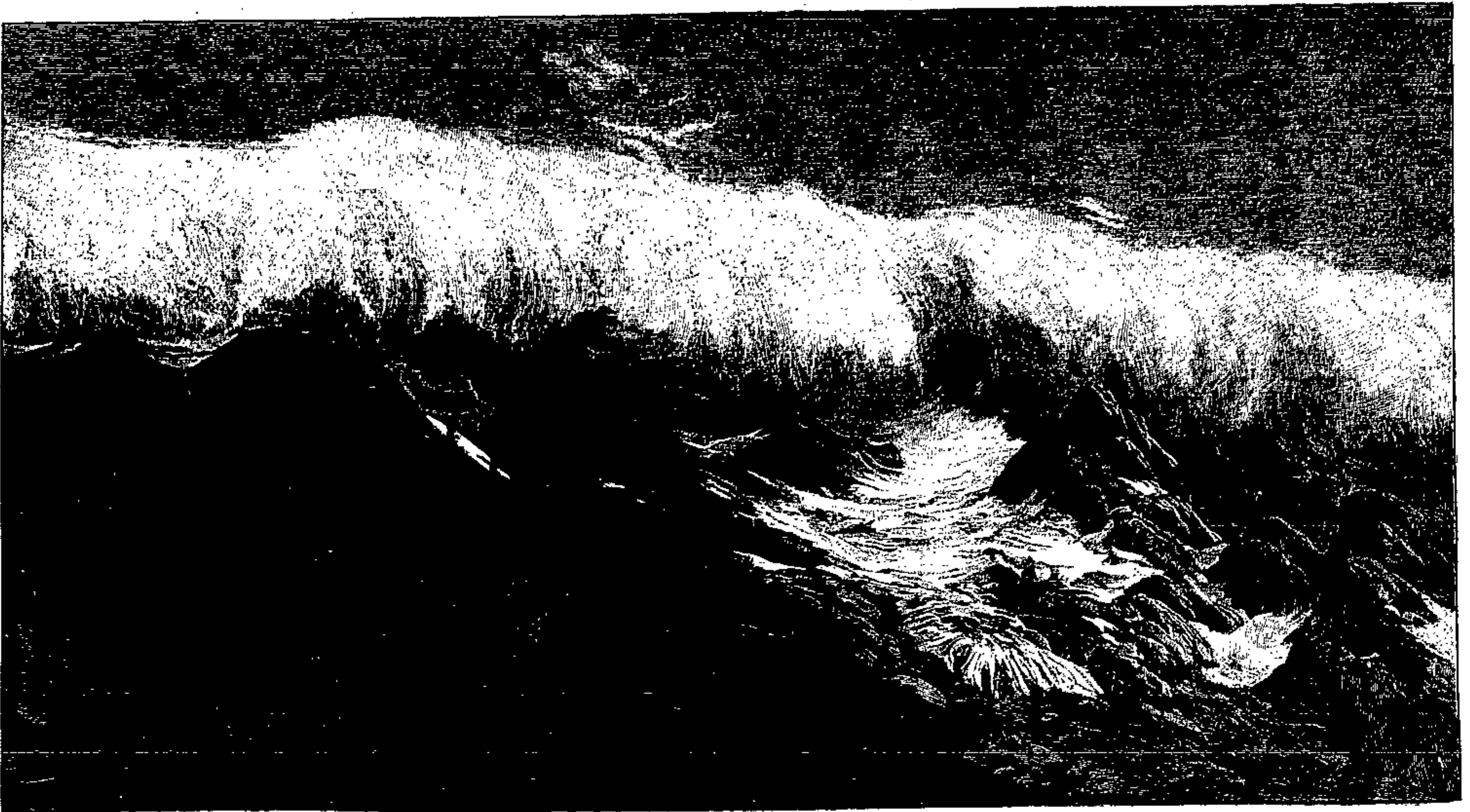
Noch frappanter äußert sich die tief eingreifende Wirkung der Wind- und Meeresströmungen bei der Betrachtung von Wladiwostok. Diese Festung ist in jedem Winter durchschnittlich 110 Tage hindurch böllig vereist; dann ist das Meer vom Strand an auf große Strecken meilenweit eine starre Eismasse, bestehend aus gewaltigen, wirt durcheinander und übereinander gestürzten Eisblöcken, die noch in ihrer Erstarrung zeigen, wie das Meer zur Zeit des Gefrierens wild bewegt war, deren Lagerung aber noch durch Größenänderungen verändert und verunstaltet wurde, die das Eis durch Pressungen und Temperaturveränderungen nach dem Gefrieren erlitt. Es leuchtet ein, daß, um so gewaltige und so lange ungeschmolzen bleibende Eismassen hervorzu bringen, auch gewaltige Kältegrade notwendig waren, und dieser kalte Küstenort liegt auf derselben nördlichen Breite, befindet sich in gleicher senkrechter Entfernung vom Äquator, wie — man

wird es kaum glauben und sich erst durch einen Blick auf die Landkarte von der Wichtigkeit überzeugen müssen — das warme, vielfach als südlicher Winteraufenthalt gewählte Venedig! Die Erklärung liegt darin, daß der Kuro-Sitoo, die warme Strömung des Großen Ozeans, bei Korea nach Osten abschwemmt und in zweigeteiltem Laufe Japan auf der Ost- und Westseite umfließt, dieser Inselgruppe ein mildes Klima bringend, wie sein europäisches Gegenbild England es durch den Golfstrom erhält; unmittelbar an Madagaskar vorbei aber fließt der kalte Polarstrom und läßt dort die starre Eiszüste entstehen. Venedig ist durch den Wall der Alpen gegen Nordwinde geschützt; aber selbst wenn sie bis nach Venedig gelangen, bringen sie ihm immer noch keine große Kälte, denn so tiefe Temperaturen wie Madagaskar hat nicht einmal unsere Nordseeküste zu ertragen; dort ist ein mehrmonatiges Gefrorensein des Meeres unerhört. Norddeutschland steht eben noch unter dem Einfluß der warmen Passatwinde, und selbst die nördlichen, also kälteren Winde erwärmen sich an dem wärmeren Golf-

abgekühlt, von ihm aus geht die Luftbewegung nach der See, und dann wird der Passatwind dort herrschen, wo er durch den Landwind Unterstützung findet. Infolge dieser eigenartigen Summationsverhältnisse entstehen die regelmäßigen Winde, die unter dem Namen Monsunen bekannt sind: Sie wehen im Winter von Nordosten nach Südwesten, im Sommer von Südwesten nach Nordosten.

Die regelmäßigen und bauenden Winde erlangen im allgemeinen nur eine geringe Stärke, nur in seltenen Fällen schwellen sie zum Sturm an; gerade bei den zuletzt erwähnten Monsunen kommt dies relativ am häufigsten vor. Im Gegensatz dazu kann man auf die unregelmäßigen Luftbewegungen einen bekannten Satz umgekehrt anwenden: Die nicht lange regierenden Herren sind streng. Schon unsere gewöhnlichen Gewitterstürme richten manche Verwüstung in Wäldern an und gefallene Bäume weisen den Weg, den sie genommen. Diese Gewitterstürme haben häufig rein örtlichen Charakter und dann auch geringe Ausdehnung: die heiße Sommer Sonne wirkt

verdient der Föhn wegen der Eigenart seiner Entstehung zunächst genannt zu werden. Der Föhn tritt stets am Abhang von Gebirgen auf; am häufigsten ist er am Nordabhang der Alpen zu bemerken, doch hat man ihn auch im Riesengebirge beobachtet, in den Vogesen, in Sizilien und Algier, ja sogar in Grönland, ferner in Neuseeland, in Japan, in Nordamerika und in jüngster Zeit auch am Abhang der Pyrenäen. Er ist ein trockener, warmer Sturm, der oft mit kolossaler Gewalt einherzieht, Schrecken und Verwüstung mit sich bringend. In der Schweiz bildet er sich aus einem weit her aus Afrika kommenden Südwind, der sich bei seiner Wanderung über das Mitteländische Meer reich mit Wasser gesättigt hat. Am Südabhang der Alpen angelangt, steht er seinem Weiterschreiten ein Hindernis in den Weg gesetzt, das er ersteigen muß. Zum Hinaufklettern am Gebirge gebraucht eine Schicht bewegter Luft ebenso gut Kraft, wie ein kletternder Mensch; die Menschen verwenden dazu die aus der Nahrung herkommende Muskelkraft, eine Luftschicht besitzt nun mechanische Energie, aber die gebraucht



föhn.

Stromwasser und kommen zu uns mit gelinderer Temperatur. Solche gewaltigen Klimaunterschiede werden also unter gleichen geographischen Breiten durch die Verschiedenartigkeit der warmen und der kalten Winde, sowie der durch die Tätigkeit dieser Winde hervorgerufenen Meeresströmungen herbeigeführt.

Wenn die Zugstraßen der Passatwinde schon beim Atlantischen und Großen Ozean durch die Verteilung von Land und Wasser stark beeinflusst werden, so zeigt sich diese Einwirkung in ganz besonders hervortretender Weise in Ostindien. Diese Halbinsel steht unter dem Einfluß zweier Ozeane, des Großen und des Indischen und der auf ihnen wehenden Dauerwinde. Der Sieg wird bald dem einen, bald dem anderen zuteil, nämlich immer demjenigen, der durch die Anwesenheit des zwischen die beiden Weltmeere sich einschleibenden Kontinents unterstützt wird. Der letztere wirkt im Sommer anders als im Winter: Im Sommer ist das Land wärmer als das Wasser, die dichtere Luft drängt vom Wasser zum Lande, und so herrscht derjenige Passatwind, dessen Richtung mit der des ohnehin zum Lande strömenden Seewindes übereinstimmt. Im Winter sind die Verhältnisse gerade umgekehrt, dann hat sich das Land stärker

anders auf die über einer dünnen Sandfläche gelagerte Luft, als auf die über einem größeren See befindliche, und wieder anders erwärmt sich die über einem Wald sich erhebende Luftsäule; die so verschieden erwärmten Luftschichten besitzen auch ganz verschiedenartige Feuchtigkeit, die Sonnenstrahlen wirken, wie die neuesten Forschungen ergaben, auf die sonst gemischt und deshalb ausgeglichen, untätig vorhandenen Elektrizitäten der Luft trennend ein, und die so verschieden warmen, verschieden feuchten und verschieden elektrischen Luftsäulen stürmen gegeneinander, rufen beim Zusammenstoß heftige Wirbelbewegungen hervor, und Sturm, Regentladungen, gewöhnlich mit Hagelschlag verbunden, sowie die elektrischen Ausgleichererscheinungen der Blitze mit dem Donner sind das Resultat.

Gewitterstürme kommen, an den einzelnen Stellen häufiger oder seltener, fast auf der ganzen Erde vor, wobei zu bemerken ist, daß, je weiter man sich von den Tropen entfernt und den Polen nähert, umsomehr auch die Zahl der sommerlichen Gewitter abnimmt und die Zahl der Wintergewitter wächst. Andere unregelmäßig wehende Winde haben die Eigentümlichkeit, daß sie nur in bestimmten Gegenden vorkommen. Unter diesen

sie auch schon zum Vorwärtsschreiten auf ebener Bahn, zum Hinaufsteigen an der Gebirgswand, wobei ja die nach der Erdoberfläche hin wirkende Anziehung der Schwere überwunden werden muß, bedarf es noch einer besonderen Kraft, und diese kann der Sturmwind aus keiner anderen Quelle beziehen, als aus seiner Wärme; indem er also hinaufklimmt, kühlt er sich stark ab. Nun kann eine kältere Luftschicht nicht so viel Wasserdampf in sich bergen, wie eine warme; wenn die Luft also auf dem Gipfel der Alpen angelangt ist, ist sie so kalt geworden, daß sie nicht für so viel Wasserdampf Fassungsvermögen hat, wie damals, als sie am Fuße des Gebirges sehr warm ankam, der größte Teil des aus dem Mitteländischen Meere entnommenen Wassers dringt also auf der Alpenhöhe, meist in Form von Schnee, zur Erde, und wenn die sich weiter bewegende Luft in der Höhe des nördlichen Abhangs der Alpen anlangt, ist sie ein kalter, trockener Wind; das Herabsinken am Abhang ist die dem Hinaufsteigen entgegengesetzte Leistung, es ist ein Fallen, bei dem die Schwerkraft der Erde mitwirkt, und so sind auch die Kraftverhältnisse denen beim Anstieg entgegengesetzt: Wurde dort Kraft oder Wärme verbraucht, so erhält hier die Luft genau den Zuwachs an

Kraft oder Wärme, den sie dort abgegeben hatte, und so langt denn der Föhn am Fuße der Alpen als trockener, aber sehr warmer Wind an, der nun mit der ganzen Bewegungsenergie, die ihm in

jahr wehe den Föhnstürmen den Namen „Schneefresser“ gegeben. Wenn er im Herbst über Weindländer hinstürmt, bringt er wegen seiner hohen Temperatur und seiner Trockenheit den Reben die

stammt auch aus der Ebene, aber aus dem Norden, ist also schon von Hause aus kalt, und kühlt sich beim Ansteigen aufs Gebirge noch mehr ab, so daß auch sie auf der Bergeshöhe den wenigen

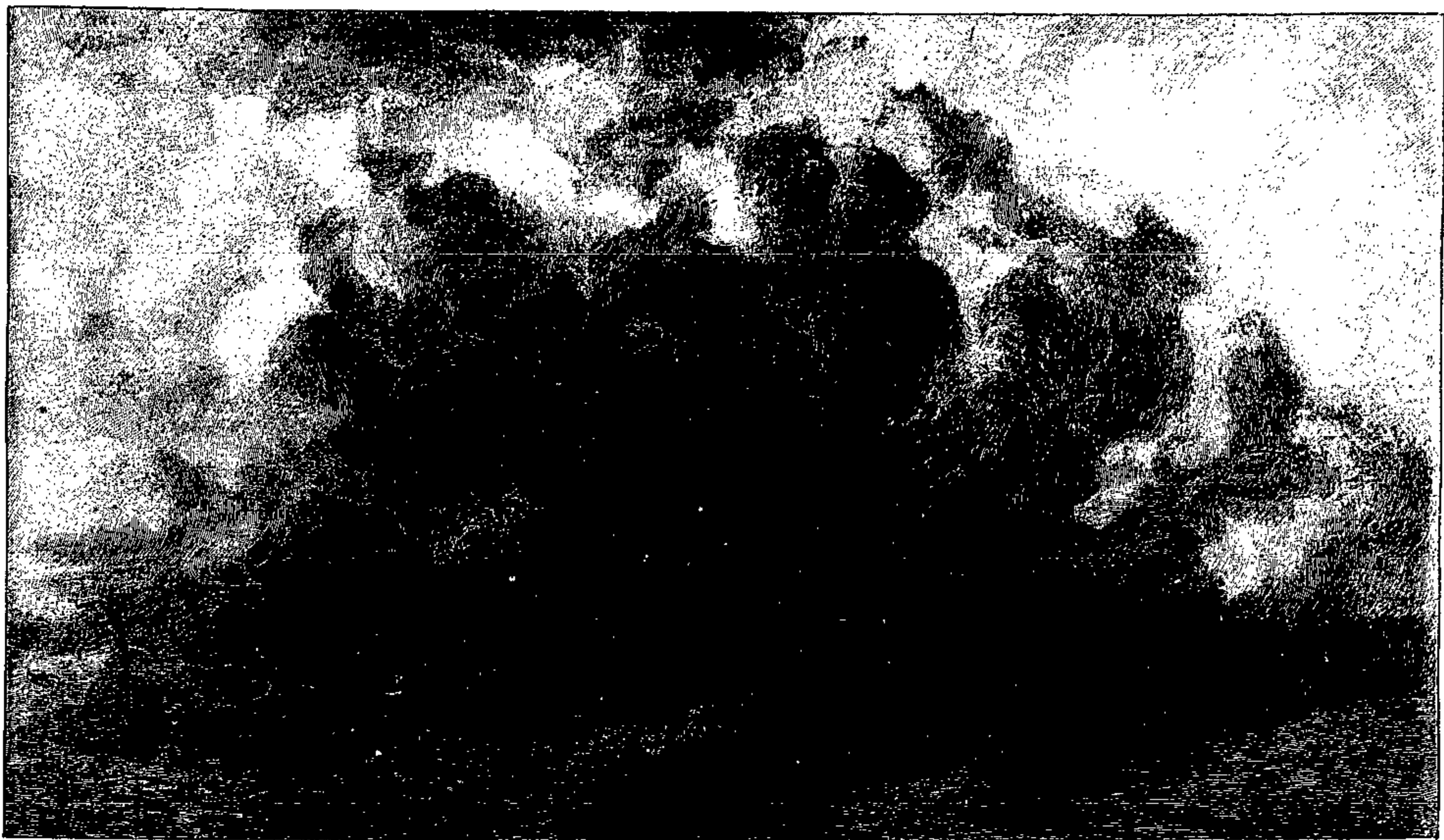


Bora.

Afrika die Sonne gegeben hatte, weit in die Boralpen und in das ebene Gelände hineinbraust. In der entsprechenden Weise entsteht der Föhn an den anderen genannten Stellen, wo er

trockene Wärme, die sie zum Reifen, oder, wie die Winzer sich ausdrücken, zum Kochen gebrauchen; darum bezeichnet man die herbstlichen Föhnstürme in vielen Gegenden auch als „Traubentocher“.

Wasserdampf, den sie ebenfalls noch besaß, nach dieser weiteren Abkühlung als Regen oder Schnee abgibt. Beim Heruntergleiten am südlichen Bergabhang erwärmt sie sich



Samum.

übrigens häufig lokale Sondernamen führt. Infolge seiner großen Wärme schmilzt der Föhn im Frühling große Schneemassen, und nimmt, da er sehr trocken ist, von dem entstandenen Schmelzwasser große Mengen als Dunst in sich auf; wegen dieser Wirkung hat man den im Früh-

Der Föhn bedarf also zum Entstehen eines Herabfallens vom Gebirge, er ist ein Fallwind; zur gleichen Kategorie gehört eine Sturmart, deren Natur sonst der des Föhn entgegengesetzt ist, nämlich die Bora, die vornehmlich am Karst in Istrien und am Schwarzen Meer sich zeigt. Sie

zwar, aber doch nicht mehr, als sie sich vorher beim Anstieg abgekühlt hatte, sie kommt also auf der Südseite des Berges noch als sehr kalter, dabei trockener Sturm an, der nun, rauh und unfreundlich schon durch seine niedrige Temperatur und seine Wasserarmut, mit großer Stärke über das

Land eilt. In früheren Zeiten war Istrien und Dalmatien reich bewaldet, und die Waldbäume, wenn sie auch häufig der Bora zum Opfer gefallen sein müssen, setzten doch der Gewalt dieses Sturmes Widerstand entgegen und milderten sie; schlechte Waldbirtschaft, meist wohl die Bequemlichkeit der Hirten, die es zuließ, daß die Herden die Rinde der jungen Baumschößlinge zernagten, wodurch das Aufwachsen neuer Bäume hintangehalten wurde, hat den Waldbestand jener Länder vernichtet und sie völlig kahl gemacht. Die Folge ist, daß die Bora jetzt mit um so unüberwindlicherer, unangenehmer Gewalt einherstürmt; und sie gebraucht diese Gewalt schonungslos, sie verhindert es, daß junge Bäume, die man dort mehrere Male einsetzte, sich entwickeln können, sie hält das Land kahl und dürr, gleich wie wenn sie wüßte, daß ein neuer Wald ihr selbst und ihrem Wüten Schranken gebieten würde.

(Schluß folgt.)

An der Schwelle des Orients.

Von Ludwig Lassen.

(Schluß.)

Der Jvan bildet die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen der Donau und denen des adriatischen Meeres. Bis ziemlich zur vollen Höhe des Berges hinauf folgt der Schienenweg den Wasserflüssen der Trifanica. Dann steigt die Trasse durch sieben lange Tunnel, über klüftig gebaute Brücken, auf abschüssigen Steilen ins Narentatal, in die Herzegovina, hinunter. Die bewaldeten Höhen schwinden, je tiefer wir kommen. Das graue, unwirtliche Gestein des Karstes beherrscht das Landschaftsbild.

Hier im Narentatal wohnen fast ausschließlich Mohammedaner. Sie sollen in der Einhaltung ihrer religiösen Vorschriften starrer und konservativer sein, als die Türken selbst. Niemand darf ihr Haus betreten — es wäre sonst entheiligt. Selbst die Gendarmerie muß, will sie einen Hofbesitzer wegen irgend eines Vergehens zur Rechenschaft ziehen, innerhalb des Gehöftes warten, bis der Hausherr sich selbst stellt. Auch sie vermeidet es, die Schwelle des Hauses zu betreten.

Hier ist alles orientalisches. Haus und Hof, Sitten und Gebräuche. Jede Zwangspolitik wäre hier unangebracht. Sie würde sofort zu blutigen Aufständen führen. Der Orient hat andere Anschauungen als der Occident. Fast kein Mohammedaner weiß z. B., wie alt er ist. Tritt er bei einer Gerichtsverhandlung als Zeuge auf, und fragt ihn der Richter nach seinem Alter, so erhält er gewöhnlich eine Antwort, wie die folgende: „Als Trabnit zum zweiten Male brannte, war ich schon solch ein Junge . . .“ Dabei zeigt er mit der flachen Hand eine bestimmte Größe.

Bis jetzt hat die österreichisch-ungarische Regierung wenigstens eine kleine Wendung zum Guten in dieser völligen Unkenntnis der Geburts- und Sterbefälle erreicht. Die Landesbehörden überreichen allwöchentlich einem jeden, fast durchweg des Lesens und Schreibens unkundigen Dorfschulzen (Kjnäs) zwei Stäbe, deren einer für die Geburten, deren anderer für die Sterbefälle bestimmt ist. In diese Stäbe schneidet nun das Dorfschulzenhaupt, wird ein Knabe geboren oder ist ein Mann gestorben, einen senkrechten, ist ein Mädchen geboren oder ist eine Frau gestorben, einen wagerechten Strich. Allwöchentlich werden diese Stäbe eingefordert. So erfährt man wenigstens, wieviel Menschen in einer Woche geboren oder gestorben sind. In welcher Familie und an welchem Tage Geburt oder Tod stattfanden, weiß man aber darum noch immer nicht. Gerade aus den mohammedanischen Familien etwas über Geburtsfälle zu erfahren, ist schon aus dem Grunde doppelt schwer, weil die Mohammedanerin keine Hebamme ins Haus nimmt, sondern sich in ihren Kindesnöten von einer Freundin Hilfe leisten läßt.

Auch seine Toten schafft der Mohammedaner so rasch wie möglich aus dem Hause. Ist ein Todesfall eingetreten, so läuft ein naher Verwandter durch die zu seinem Moscheeviertel gehörigen Gassen und verkündet den Sterbefall. Die Gläubigen eilen zusammen, sprechen einige Gebete und tragen den Leichnam, der ganz und gar in Tücher eingehüllt ist, auf kurze Zeit in die Moschee. Dann geht es hinaus auf den Friedhof, wo der Tote in einer flachen Grube verscharrt wird. Die ganze Prozedur dauert kaum mehr als zwei Stunden.

Die Gräber erhalten, je nach der Körperlänge des Verstorbenen, einen kurzen oder langen Stein, auf dem Namen und Todestag angegeben sind. Nur die der Gelehrtenklasse angehörigen Chodcheks bekommen einen Stein, an dem ein Wulst (der einen Turban darstellen soll) ausgemeißelt ist. Der Grabstein der Frauen verläuft spitz nach oben.

Zwischen Konjica und Jablanica erreicht die Wildheit der Szenerie ihren Höhepunkt. Kahles, graues Felsgestein (bis zu mehr als 2000 Meter Höhe), dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist, reicht sich düster und drohend gen Himmel. Hart an der Bahn entlang: hier und da ein paar schmale Tabakfelder. Mächtige Höhlen in dem sonnenbrannten Gestein: schwarze Löcher in dieser grauen Felsentwüste. Dann wieder das grüne Wasser breiter Schlundflüsse aus einer dieser Höhlen. Weiß aufschäumend, stürzt es der Narenta zu. Zerklüfteter Kalkstein bildet das Bett dieser fast einzigen, nie verfliegenden herzegowinischen Wasserader. In den Höhlungen des Ufers hausen Menschen. Rauch steigt aus diesen Erdböchern auf, deren Eingang mit einem aus Weiden geflochtenen Zaun versperrt ist. Ziegenhirten, Feldwächter und Holzsammler fristen hier ein kümmerliches Dasein.

Hinter Bojno weitet sich das Tal zum Kessel, den hohe, weißgraue, im grellen Sonnenlicht flimmernde Berge umrahmen. Lichtgrüne Tabakskulturen leuchten in diesem Kessel. Weinfelder. Maisanpflanzungen.

Ein Kranz starker Befestigungen krönt die kahlen Bergriesen. Ausgedehnte Militär-Feldlager schieben sich gleich Vorstädten einer größeren Häuseransammlung in das Kesseltal. Dann die Minerats der Moscheen, rote und schwarze Dächer — Mostar.

*

Mostar ist berüchtigt durch seine Hitze. Eine sengende Glut atmet in den wenig wohlriechenden Gassen dieser echt orientalischen Stadt, die schon alle die Reichtümer besitzt, die ein tropisches Klima zu spenden vermag.

Sind auch die meisten Häuser bereits Steinbauten, so ist doch nichts „europäisches“ an ihnen. Die Gassen Aleppo können nicht viel anders sein, als die unebenen, staubigen Verkehrswege der herzegowinischen Hauptstadt, die so überaus viele spitze Steine und noch mehr tiefe Löcher aufweisen. Da hocken die Geschäftsleute vor ihren Magazinen. Lachen, rauchen und plaudern. Da sitzen die Kinder — die kleinen Türkenjungen und die Mädchen, deren Haare man rot gefärbt hat — auf einer zerbröckelnden, grauen Gartenmauer, über die Oleander, Maulbeer-, Feigen- und Nußbäume ihre Aeste strecken. Da grühen leuchtende Granatblüten aus der üppigen Wildnis stiller, abgelegener Winkel. Wilder Salbei füllt die Lüfte mit seinem betäubenden Duft. Weiße Tauben gurren auf den Dächern. Sonnenglanz, der das Auge blendet, liegt auf dem grauen Staub der Straße, deren enge Häuserzeile in schmalem Spalt einen Streifen tiefblauen Himmels hervorleuchten läßt.

Es gibt nicht allzu viele Straßen in Mostar. Verfolgt man die breiteste derselben, so kommt man zur Narentabrücke (siehe Abbildung in Nr. 46 der „Neuen Welt“), die in einem mächtigen, neunzehn Meter breiten Bogen den Fluß überspannt. Die Brücke soll aus der Römerzeit stammen; neuere Forschungen aber wollen be-

weisen, daß sie ein venetianisches Bauwerk ist. Diese Brücke muß man passieren, will man den interessantesten Teil Mostars kennen lernen. Wie ein großer Jahrmarkt baut sich ein Stadtbild vor dem Auge auf, wie es lebhafter und bunter gar nicht gedacht werden kann. Die Verkaufsmagazine sind dieselben, wie in allen bosnisch-herzegowinischen Ortschaften. Nur liegen hier mehr freie Plätze zwischen den einzelnen Straßenzügen. Dort rasten die Landbewohner, die ihrer Einkäufe halber in die Stadt gefahren sind.

Auf diesen Plätzen bereiten sie sich ihr einfaches Mahl, braten sie über offenem Feuer auf einem ständig in Bewegung gehaltenen Drehspieß ein Stück Hammelfleisch. Die Pferde oder Esel sind an einem der nächsten Bäume gebunden. Sie reden hungrig die Häse nach ihrem tauenden Herrn hin, der ihnen hin und wieder ein Stück des weißgrauen Maisbrotes zwischen die gelben Zähne schiebt.

Am Flußufer hehen laut lärmend Kinder eine Schar Enten. Ein Pferd wird zur Tränke geführt. Ein Floß mit singenden Männern gleitet unter der Brücke hinfert. Und im Schatten eines mächtigen Nußbaumes hat ein europäischer gekleideter Photograph seinen Apparat aufgestellt, um eine „schöne Ansicht“ auf der Platte festzuhalten.

Die Zeit der größten Tageshitze neigt ihrem Ende zu. Das Straßenleben wird bewegter. Unter lauten Zurufen ihrer Führer trotten ein paar Lasttiere durch die Gassen. Soldaten der Besatzung wirbeln mit ihren Zweirädern den feinen, mehlartigen Staub auf. Tiefverschleiert eilen ein paar Mohammedanerinnen an den Hausmauern entlang.

Tag und Nacht kennen im Süden keine langen Uebergänge. Kaum daß die Sonne untergegangen, bricht auch die Nacht herein. Dann duften alle Blüten stärker, dann rauschen die Brunnen lauter, und zärtliches Geflüster tönt aus dem Schatten der alten Bäume.

Das ist eine eigene Musik. Wir schlendern die hohen Baumalleen entlang, überschreiten die Schienenstränge der Bahn, lassen die Kasernen hinter uns liegen.

Geigentöne zerflattern in der Ferne. Wir gehen ihnen nach. Seitlich am Hauptwege liegen ein paar Kaffeehausgärten mit uralten Nußbäumen bestanden. Zigeuner fideln auf einem Podium. Alle Bänke, alle Tische sind dicht besetzt. Mädchen und Burschen. Nationaltracht und Soldatenuniform. Der Primas gibt ein Solo. Seine Augen funkeln. Seine langen, schwarzen Haare flattern im Nachwind. Seine Nasenflügel beben leicht. Die Töne seiner Geige zittern, lachen, weinen, jubeln . . . Rückwärts wirft er nun die Arme. Hinter dem Kopf geigt er eine Weise . . . Jetzt singt er den Text zu seiner Melodie. Die anderen Musikanten fallen ein. Das ganze Publikum singt mit. Singt mit lauter, jauchzender Stimme und mit leuchtenden Augen . . .

Und wieder eine andere Melodie. Wieder dieselbe Verzückung. Jetzt erheben sich Paare von den Tischen. Treten zum Tanze an. Kräftig setzen die Fiedeln ein. Wie ein Brausen erklingt es. Die Hacken stampfen. Die Hände sind in den Hüften gestützt. Mann und Mädchen einander gegenüber. Paar an Paar. Sie tanzen den Kolo, den serbischen Nationaltanz.

Noch lange erklingt die Musik und noch lange jubelt die Freude hier draußen vor den Toren der Stadt.

Ernst und starr strecken die alten Bäume ihr Astwerk. Eine frohe Feierlichkeit flattert um ihre Wipfel. Hinter ihren mächtigen Stämmen noch immer weiche, girrende Stimmen im zärtlichen Geflüster. Die weißen Häuser der schlafenden Stadt leuchten aus der tiefen Dunkelheit der südländischen Nacht. Und von den Minarets der Stadt ruft der Muezzim zum Nachtgebet. —

Piratenrum.

Novelle von **Masson Forellier**. Autorisierte Uebersetzung

(Fortsetzung.)

Der Kapitän war sehr bleich geworden. „Also solche Sachen machen Sie, Herr de la Ferte, das ist weniger anstrengend, als eine Seereise zu unternehmen. Es ist unglaublich, so etwas hat einen Namen . . . so etwas heißt . . .“

„Schweigen Sie, sprechen Sie kein Wort weiter . . . Um mich von Ihnen befreien zu können, fehlen mir hundertundachtzig Frank; es ist Ihr Recht, sie zu verlangen, und ich füge mich, aber auf meinem Schiff bin ich Herr, und darum ersuche ich Sie, es auf der Stelle zu verlassen!“

Der Kapitän wirft ihm bei diesen Worten einen Blick zu, daß Le Hertel sofort gehorcht. Während er bis zur Schiffsbrücke zurückgeht, murmelt er: „Man hat Ihnen den Kopf verdreht . . . und doch können Sie versichert sein, es ist nicht das erste Schiff, das in dieser Weise beladen ist. Wenn man auf all die Reider, auf all die eifersüchtigen hört. Ja, begreifen Sie denn nicht, Kapitän, ich habe das größte Interesse, so viel Ladung wie nur irgend möglich einzunehmen, da die Fracht . . .“

Doch der Kapitän hört nicht mehr. Er ist im Begriff, das Licht der Anker vorzunehmen.

Zwei Kabellängen entfernt pfeift auf dem Flusse ein Schleppdampfer. Ein Boot bringt das Verbindungstau.

„Ist alles in Ordnung? Gut, vorwärts!“

Madame de la Ferte hat trockene Augen, sie ist eine Frau von Herz, doch das Elend hat sie gelehrt, alle Aufregung zu verbergen, namentlich wenn man riskiert, den anderen den Mut zu nehmen, dessen sie so sehr bedürfen. Außerdem muß sie sich auch ins Unvermeidliche fügen, denn es wird ja nicht die letzte Abreise sein. Im Gegenteil, es ist ja erst der Anfang.

Sie dreht sich nicht einmal um. Ihr Mann hat Befehle zu erteilen, auf tausend Dinge zu achten, das würde ihn verwirren.

Doch in einiger Entfernung bleibt sie stehen, und als sie einen älteren Herrn bemerkt, der, mit dem Stock in der Hand, auf- und abspaziert, fragt sie ihn sehr höflich, ob es wohl möglich wäre, etwas weiter an dem Flusse den großen Dreimaster noch einmal zu sehen, der sich soeben entfernt. Das würde ihr großes Vergnügen machen. . . .

„Mein Mann ist der Kapitän.“

„Ja, Madame, das ist sehr leicht möglich. Sie müssen nur die Küste von Cantelen hinauffahren und die große Landstraße auf dem Plateau bis zum anderen Abhange verfolgen, die Seine macht dort eine Biegung.“

„Und gestatten Sie mir, zu fragen, was man für einen Wagen nehmen würde?“

„Na, ich glaube, zehn bis zwölf Frank.“

„Ich danke, mein Herr,“ sagte Madame de la Ferte; sie grüßt und geht dann weiter ihres Weges.

„Zehn Frank, das ist zu teuer.“

Sie schüttelt traurig den Kopf, — sie wird den Dampfer nicht mehr sehen. . . .

Seit der Abfahrt des „Gladiateur“ von Rouen sind vierzehn Tage verfloßen, ohne daß man in dem Hafen von Nantes das geringste über das Schiff erfahren hat, außer, daß es bei seiner Fahrt auf dem Ozean bei Quessant von einer Brigg bemerkt worden, die von Falmouth nach La Rochelle fuhr; der Dreimaster schien die englische Küste zu streifen, jedenfalls hatte der widrige Wind seine ursprüngliche Richtung ein wenig verändert.

Dann war keine Nachricht mehr eingetroffen. Die Tag- und Nachtgleiche war eingetreten, der Wind hatte sich gedreht, glücklicherweise war er nicht sehr heftig geworden, aber trotzdem war da eine Gefahr, und man hätte gern erfahren, ob das Schiff dieser Gefahr entgangen war. Doch man mußte sich wohl darein finden, daß die Segelschiffe nicht wie die Dampfer sind; die letzteren durch-

fahren regelmäßig immer dieselben Linien, während die Segler, die den Wind nehmen müssen wie er eben eintritt, zuweilen bis nach den entferntesten Gegenden des Atlantischen Ozeans verschlagen werden, wo sie natürlich wenig Aussicht haben, mit anderen Schiffen zusammenzutreffen.

Die Frau des Kapitäns hatte ihr ganzes Mobiliar aus dem Departement Sarthe kommen lassen und sich in einer sehr bescheidenen Wohnung im vierten Stock eines Hauses des Chantenay-Quartiers niedergelassen.

Alle zwei Tage erkundigte sie sich diskret bei dem Kommiss des Meeders, ob nicht irgend eine Depesche eingetroffen wäre; aber jedesmal ging sie auf das verneinende Kopfschütteln des Kommiss von dannen, ohne sich je zu erlauben, Le Hertel zu stören, obwohl sie große Lust dazu hatte. Er war ja in Nantes die einzige Persönlichkeit, mit der sie von ihrem Manne hätte sprechen können.

Der Meeder zeigte sich seit seiner Rückkehr aus Rouen oft in der Stadt, man begegnete ihm so ziemlich überall. Man bemerkte ihn, wie er mit schnellen Schritten, verquägtem Gesicht, seinen grauen Zylinder etwas schief auf dem Kopfe, umherspazierte, an einer Straßenecke stehen blieb und sich an der Börse mit dem oder jenem unterhielt. Er sah die Zukunft in rosigem Farben, sprach von den prächtigen Hoffnungen, die die Panamaarbeiten der Transportindustrie eröffneten.

Eines Morgens, gerade als er sich anzu- um sich in seinen Klub zum Frühstück zu begeben, erhielt er folgendes kurze Telegramm, mit dem wohlbekannten blauen Stempel der Versicherungsgesellschaft: „Bin um zwei Uhr in Ihrem Bureau, seien Sie pünktlich. Mazelin.“

„Was kann er nur wollen?“ dachte Le Hertel. Er frühstückte recht hastig, ohne jeden Appetit.

Der Besuch, den man ihm von vornherein als etwas sehr Ernstes ankündigte, beunruhigte ihn.

Es war durchaus keine bequeme Persönlichkeit, dieser kleine Mann, der Direktor des Syndikats, boshaft und, wie alle mißgestalteten Leute, zuweilen kaustisch bis zur Unverschämtheit, weil er sich von seinem Gebrechen selbst beschützt wußte, dabei aber in seinem Berufe als Versicherungsbeamter äußerst beschlagen.

Le Hertel war ganz aufgeregt.

Allerdings hatte sich Le Hertel gesagt, daß er früher oder später mit den Versicherungsgesellschaften in Konflikt kommen würde, aber da dies der Revers der Medaille war, so zog er es vor, diese Seite gar nicht zu betrachten, denn er glaubte, dazu noch immer Zeit zu haben.

Nun aber kam ihm Mazelin so plötzlich über den Hals. Und dabei war noch immer keine Nachricht von dem Schiff nach Nantes gelangt. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätte Le Hertel die Sache zuerst erfahren.

„Sollte der kleine Mazelin irgend einer Geschichte etwa auf der Spur sein?“

„Guten Tag, Le Hertel, wie geht es Ihnen? Gut?“

„Ausgezeichnet, mein lieber Mazelin, schöner Tag, was?“

„Prächtig! Aber nur vom schönen Wetter mit Ihnen zu sprechen, bin ich nicht hierher gekommen. Wir wollen ernsthaft reden. Sie haben den „Gladiateur“ für 480 000 Frank versichert.“ Dann fuhr er, Le Hertel fest in die Augen blickend, fort: „Wollen Sie sich begnügen, ob ein Unfall stattgefunden hat oder nicht, eine Summe anzunehmen . . . eine Summe von . . . mit einem Wort, wir schlagen Ihnen vor, den Kontrakt rückgängig zu machen oder ihn Ihnen abzukaufen . . . wohlverstanden in bar . . . Ich habe mein Scheidbuch bei mir, wir bieten Ihnen 250 000 Frank anstatt 480 000 Frank.“

„Was, ich soll mich mit einer solchen Summe begnügen?“ rief Le Hertel, der trotz seiner Selbstbeherrschung die Farbe gewechselt hatte. „Aber . . . aber Sie träumen wohl? Was soll das heißen,“ fuhr er fort, „ein Kontrakt ist doch ein Kontrakt . . . seit wann erlaubt man sich . . .? Auf meiner Police steht klar und deutlich 480 000 Frank, die ich erhalten soll; warum soll ich gutwillig 230 000 Frank verlieren?“

Le Hertel scheint über den Vorschlag, den man ihm gemacht, ganz verbüht.

„Warum?“ fragt Mazelin sehr lebenswürdig, „warum? O, das ist ganz einfach, nur, um Ihnen das Schwurgericht zu ersparen.“

Le Hertel wird blaß. Er antwortet nicht, aber er kann sich nicht aufrecht halten. Er setzt sich, wendet dem anderen den Rücken zu und kreuzt die Beine. Dann tut er, als betrachte er die Landschaft durch die Fensterscheiben. Nach Mazelins Ton zu urteilen, wird der Direktor der Versicherungsgesellschaft sicher noch mehr zu sagen haben; das ist nur eine Einleitung, die Unterredung ist noch lange nicht zu Ende. Jedenfalls ist der Umfang sehr vielversprechend.

Le Hertel gehört zu den Leuten, die da glauben, daß man sich stets mit Kostlosigkeit aus der Patsche ziehen kann und daß man immer noch imponiert, selbst wenn man einer Ungeheuerlichkeit, sogar eines Verbrechens angeklagt ist, sobald man sich auf den Unereschütterlichen herausspielt. Hier täuscht er sich jedoch, vielleicht spielt er seine Rolle auch sehr schlecht.

Da Mazelin sich noch immer nicht entschließt, anzufangen, — vielleicht überlegt er wirklich — vielleicht will er auch Le Hertels Gesicht sehen und wartet, bis er sich umdreht, so sagt der Meeder: „Nun erklären Sie sich doch! Zum Donnerwetter, wie Sie ins Zeug gehen! Ich sehe, daß sie noch immer dieselben Einschüchterungsversuche machen, aber Sie müssen sich ein bißchen klarer ausdrücken.“

„O, sehr gern, ich will mich klarer ausdrücken. Als Sie der Pariser Versicherungsgesellschaft Ihren Antrag vorlegten, zeigten Sie ihr natürlich den Kaufvertrag des Schiffes. Der Preis von 480 000 Frank erschien etwas hoch, und man hat Sie darauf aufmerksam gemacht. Es waren in der Tat 60 000 Frank mehr, als wie die englische Gesellschaft für dasselbe Fahrzeug zwei Jahre früher selbst bezahlt hatte. Indessen haben meine Kollegen auf der Geschichte nicht allzu stark bestanden, sie haben sich darauf beschränkt, eine höhere Prämie von Ihnen zu verlangen, die Sie auch bezahlt haben. Das ist die öffentliche Operation, wie alle Welt sie kennt. Dann kommt aber etwas anderes, und jetzt kennen wir das — Geheimnis, das wir entdeckt haben und zwar vierundzwanzig Stunden nachdem das Schiff Rouen verlassen hatte, allerdings zu spät, — Sie sind eben ein „tüchtiger“ Mensch.“

Der Direktor der Versicherungsgesellschaft hält einen Augenblick inne, er scheint es nicht eilig zu haben, er spielt mit einem kleinen silbernen Zahnstocher, als denke er jetzt an etwas ganz anderes; wie ein Mann, der viel beobachtet hat, kennt er jedenfalls die Wirkung, die ein plötzliches Stillschweigen auf die Leute hervorbringt, die man einschüchtern will. So etwas entwertet sie rasch, regt sie auf, wenn sie auch sonst Herr ihrer selbst sind.

Darum liegt ihm daran, die Qual Le Hertels zu verlängern und ihm einen ordentlichen Schauer über die Haut laufen zu lassen. Doch Mazelin hat mit einem tüchtigen Kerl zu tun. Le Hertel zuckt nicht mit der Wimper, er betrachtet noch immer die Landschaft mit derselben harmlosen Miene, als ginge ihm die Sache eigentlich gar nichts an.

(Schluß folgt.)

Das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähen,
Eh die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treulofer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging er wieder!

Märzheft.

Der Traum des Igels. Als die ersten kalten Tage mit starkem Frost gekommen waren, sagte der Igel: „Ich weiß nicht, wie mir ist. Ich habe eine Mähdigkeit im Leibe, als ob ich mich mit zehn Füchsen herumgebalgt hätte. Hol' mich der Satan, ich leg' mich ein Weilschen aufs Ohr!“

„Na, da hört aber alles auf!“ meinte der Gase. „Jetzt, wo es Abend wird und die schönste Zeit zum Ausgehen ist, jetzt legst Du Dich schlafen, alter Jungel! Wie schön der Mond scheint! Hörst Du nicht die Mäuse drin in der Strohmiete rascheln?“

„Ach, Mäuse hin und Mäuse her!“ sagte der Igel. „Es ist mir alles Wurst heute. Ich — ich muß mich ein wenig — das heißt: bloß einen Augenblick“

Und schlaftrunken ver kroch er sich in eine Höhle, kauerte sich zusammen, nielte und prustete noch einmal, freute sich in dem Gedanken, so schön mollig dazuliegen, und eins, zwei, drei, war er in Schlaf versunken. So schlief er einige Wochen in größter Sanftigkeit, und er wachte auch dann noch nicht auf. Denn es war sein Winterschlaf. Aber nach Ablauf der zwei Wochen kam ihm ein seltsamer Traum. Es war ihm, als ob das ganze Feld, so weit er nur sehen konnte, von Mäusen wimmelte. Eine froch neben der anderen, es war alles grau. Und sie rissen nicht etwa aus, als er kam, sich eine zu fangen. Sie blieben gemütlich stehen, so daß er sie ohne Anstrengung erbeuten konnte. So ließ er sich denn nicht nötigen und griff wacker zu. Solch herrliches Mahl hatte er noch nie genossen. Eine Maus schmeckte immer besser wie die andere. Das Herz lachte vor Genuß, der Magen füllte sich wohligh und die Zunge schmalzte vor Vergnügen. So verpeiste er denn Maus auf Maus, und als er ein Duzend geschmaust hatte, fing er ein neues Duzend an. Das ging nun so fort, er mußte gar nicht mehr, wie viele er schon verzehret hatte. Denn er konnte nicht weit zählen. Aber das kummerte ihn nicht. Mit unaufhörlichem Appetit, in herrlicher Seelenstimmung feste er das leckere Mahl fort.

Da plötzlich gab es einen Ruck. Und schließlich war es ihm, als ob er erwacht wäre. Aber dem war nicht wirklich so. Vielmehr sah er nach kurzer Unterbrechung von neuem die unendlichen Scharen von Mäusen, eine neben der anderen, alles, alles grau! Und er feste sein Mahl fort mit demselben Appetit und in gehobenerer seelischer Verfassung. Denn nun hieß er alles erst recht für Wirklichkeit. Es war einfach unbezahlbar. Er aß und aß und aß und der Tisch wurde doch nicht leer. Sechs Wochen aß er so in seinem Traum, ohne alle Unterbrechung.

Es ist ein göttliches Leben! dachte er. Da aber plötzlich waren auf dem Felde alle Mäuse verschwunden und vor ihm stand allein der Gase. Der verwandelte sich jedoch augenblicklich in einen Fuchs und biefer biß ihn in die Schnauze. Dabei blieb ihm das Herz stehen vor Schreck und er fühlte, wie sich ihm die Stacheln in die Höhe richteten. Und der Fuchs ließ nicht ab von ihm, das Blut rann ihm aus dem Maul. Sicher, das war sein Ende! Aber das Ende kam doch nicht, der Schmerz dauerte unermindert fort, und die entsetzliche Angst vor diesem großen Raubtier ließ nicht nach. Er litt eine Höllenpein, und in seiner Not betete er zu den Göttern: „Ihr lieben, allerliebsten Götter, Zeus und Ihr anderen, deren Namen ich leider vergessen habe, helft mir bloß das einzige Mal! Ich weiß ja, ich bin ein Sünder, aber immerhin,

soviel Sünde habe ich noch nicht begangen, wie ich hier leide. Laßt mich bloß los! Es kann Euch ja doch nicht soviel Vergnügen machen, mich kleinen, dicken Kerl hier so quälen zu lassen. Da gibt's noch andere, die mehr verbrochen haben und die nicht so schrecklich gepeinigt werden. Hul Hul Hul Laßt mich los, sag' ich Euch, sonst werd' ich rabiat und glaub' an Euch nicht mehr, Ihr ver—! Doch nein, züret mir nicht, es tut zu wehl! Laßt mich bloß los. Ich will es Euch tausendfach vergelten. Da könnt Ihr Gift drauf nehmen, ich halte mein Wort!“

Das Gebet half nun auch, aber nicht sofort. Zwei Wochen lang noch saß ihm der Fuchs an der Gurgel, so daß dem armen Knecker noch mancher Seufzer in seinem Traume kam. Aber schließlich verschwand der Fuchs. Dem Igel ward es sehr leicht zumute, er fühlte, wie ihm Flügel wuchsen, und er schwebte gemächlich durch die Luft. Bis zu den höchsten Höhen des Seins will ich emporfliegen, sagte er sich, und es ward ihm ganz rühfelig zumute bei dem Gedanken an seine Mähdigkeit. Als er den Mond sah, feuerte er auf ihn zu. „Wir können es uns ja erlauben,“ meinte er, „satt zu essen haben wir ja, und was es kostet, wird bezahlt.“ Und so stieg er auf den Mond und ritt auf ihm. Der machte zwar ein süßsaures Gesicht, aber der Igel tat so, als sähe er es nicht. Auch kam soviel Höhenbewußtsein über ihn, daß er auf nichts mehr achtete. Er träumte von einer schöneren Welt, wo die Kunst und die Schönheit allein herrschten. — Schade bloß, daß kein Maler da ist, dachte der Igel, um die Situation zu bewahren. Es wäre ein Kunstwerk ohne gleichen. So ein hübscher, kleiner Kerl auf dem Monde, der doch auch nach guter Lebensweise aussieht. So schwärmte er eine Weile für die Kunst, schließlich aber verwandelte sich der Mond unter seinen Füßen in den Kopf eines mächtigen Engerlings. Der Appetit regte sich beim Igel, und er biß davon ab. Es schmeckte ganz hervorragend, nicht nur nach Engerling, sondern außerdem ein wenig nach Regenwurm und Schnecken. Das war nun etwas ganz Pikantes, so schöne Sachen hatte er lange nicht gegessen. So biß er denn Stück für Stück von dem Braten ab, er aß und aß nach Herzenslust. An drei, vier Wochen aß er so in seinem Traume, bis er endlich im März aus seinem Winterschlaf erwachte. —

Ein deutlicher Freiheitskämpfer in Amerika. Wenn von der Beteiligung der Deutschen am amerikanischen Revolutionskriege des 18. Jahrhunderts die Rede ist, wird gewöhnlich bloß jener unglücklichen Opfer despotischer Willkür gedacht, die, von ihren biederen Landesvätern an England verschachert, über den Ocean geschleppt und zum Kampf gegen die Freiheit gezwungen wurden. Von Deutschen dagegen, die in Nordamerika für die Freiheit gekämpft haben, werden durchweg höchstens ein paar in amerikanischen Diensten getretene Offiziere, wie der Baron v. Kalb und Steuben, genannt. Tatsächlich aber haben große Mengen von ihnen auf Seiten der Revolution gekämpft. Die Zahl der nach Amerika ausgewanderten Deutschen war schon äußerst stark, als im Jahre 1775 der Unabhängigkeitskrieg ausbrach. Mit Genugtuung darf man das Faktum feststellen, daß die Deutsch-Amerikaner in der großen Erhebung gegen die englischen Bedrücker ebenso gut ihre Pflicht getan haben, wie die eigentlichen Yankee. In der deutschen Zeitung, die damals in Philadelphia herauskam, dem „Staatsboten“, erschienen am 19. März 1776 ein Aufruf an die Deutschen, worin es u. a. hieß: „Gedenkt und erinnert die eurigen daran, daß ihr, der Dienstbarkeit zu entgehen und die Freiheit zu genießen, unter den größten Beschwernlichkeiten und Ungemach nach Amerika gezogen seid. Gedenkt, daß die englischen Staatsdiener und ihr Parlament Amerika auf eben den Fuß und vielleicht ärger haben möchten.“ Diese und ähnliche Aufforderungen fielen nicht auf unfruchtbaren Boden. Eine große Reihe von amerikanischen Regimentern bestand ganz oder größtenteils aus Deutschen. Durchweg haben diese mit großer Anopferung und Auszeichnung für die Freiheit gekämpft. Von den vielen einzelnen, die sich besonders hervortaten, ist wohl die merkwürdigste Gestalt der General Peter Mühlensberg. Er gehörte nämlich einem Stande an, der im deutschen Mutterlande nicht sonderlich durch Freiheitsliebe berühmt ist. Mühlensberg war nämlich ein lutherischer Geistlicher. Er war freilich von Natur nichts weniger als ein Duckmäuser. Als Knabe schon von seinem frommen Vater zum Theologen bestimmt, trieb er sich lieber fischend und jagend im Walde umher, als daß er hinter den Büchern saß. Zu seiner Weiterbildung nach Deutschland geschickt, gab der Jüngling bald das Studium auf und trat bei einem Lübecker Krämer in die Lehre; nach ein paar Jahren konnte er es auch hier nicht mehr aushalten, war dann eine Zeitlang britischer Soldat und langte

schließlich wieder zu Hause an, wo der verlorenen Sohn nicht gar zu freundlich empfangen wurde. Zu des bequemte er sich von jetzt ab den Wünschen seines Vaters an, vollendete seine theologischen Studien und wurde Pfarrer der deutschen Gemeinde des virginischen Ortes Woodstock im Shenandoahthal. Sein gerades, männliches Wesen verschaffte ihm rasch allgemeine Beliebtheit und großes Ansehen bei den Bauern der näheren und weiteren Umgegend; bald ward er mit George Washington und anderen virginischen Politikern vertraut. Dann brach die Revolution aus. Unter den aufregenden Nachrichten, die einander jagten, verursachte kaum eine andere im Shenandoahthal so gewaltiges Aufsehen, wie die, daß Pfarrer Mühlensberg zum General Washington zum Kommandeur eines Regiments ernannt worden sei und sich in einer Predigt von seiner Gemeinde verabschieden wolle. Hierzu strömten die deutschen Bauern mit Rind und Kegel von allen Seiten herbei. Mühlensberg forderte in begeisterter Rede zum Kampf für die Freiheit auf und schloß mit den Worten: „Es ist mir sehr leid, Euch ankündigen zu müssen, daß dieses meine Abschiedsrede an Euch sein soll; doch so Gott will, werde ich bald wiederkehren. Eine höhere Pflicht ruft mich, und ich muß ihr folgen. Das bedrohte Vaterland, dem wir Gut und Blut schulden, ruft um Hilfe, ruft seine Söhne auf, die Dränger von sich zu weisen. Ihr alle wißt, was wir seit einigen Jahren zu erdulden hatten, wie alle unsere Bitten vergeblich waren und der König von England nur taube Ohren für uns hatte. Die heilige Schrift sagt: „Es ist eine Zeit für jegliches Tun in der Welt, eine Zeit zum Reden, eine Zeit zum Schweigen, eine Zeit zum Predigen und Beten.“ diese Zeit ist vorüber; es gibt auch eine Zeit zum Fechten, und diese Zeit ist gekommen! Wer daher Freiheit und Vaterland liebt, der folge mir!“ Damit warf er seinen Salar ab und stand in der Uniform eines Obersten vor seiner Gemeinde. Vor der Kirche war die Trommel gerührt, und binnen einer halben Stunde zog Mühlensberg an der Spitze von 162 begeisterten Freiheitskämpfern aus seiner Gemeinde von dannen. Sein Regiment, das aus virginische, bestand bloß aus Deutschen und hat sich unter der vortrefflichen Führung Mühlensbergs, der zum General aufrückte, vielfach ausgezeichnet. Bei den letzten Entscheidungskämpfen, die zur englischen Kapitulation bei Yorktown (1781) führten, hat General Mühlensberg hervorragend zum Erfolg der republikanischen Waffen mitgewirkt. Nach dem Ende des Revolutionskrieges begab er sich nach Woodstock, aber nur zur Erholung, nicht um wieder auf der Kanzel zu steigen; um Wiederaufnahme seiner politischen Tätigkeit ersucht, meinte er, es sei nicht gut, den Pfarrer wieder auf den Soldaten zu präparieren. Er hat dann die Interessen seiner Landsleute in der virginischen Volksvertretung wahrgenommen. Der Grabstein, der ihm nach seinem Tode im Jahre 1807 gesetzt wurde, rühmt ihn als tapfer im Felde und getreu im Rat, nennt ihn einen aufrichtigen Freund und ehelichen Mann, ehrenhaft in all seinen Handlungen: ein wohlverdienter Nachruf für den wackern Freiheitskämpfer. —

Blitzschäden. Durch ihre Großartigkeit haben die Gewittererscheinungen von jeher einen mächtigen Einfluß auf die Menschen ausgeübt und sind in ihren Schadenwirkungen früher zweifellos stark übertrieben worden. Die vom preussischen statistischen Landesamt aufgemachte Statistik der Brände in Preußen gestattet nun einen Einblick in die Größe der Verwüstungen. Danach waren an Menschenverlusten durch Blitzschlag zu beklagen 1891: 176, 1892: 199, 1893: 160, 1894: 150, im ganzen während der Periode 1891/94, der letzten, über die solche Nachweise vorliegen: 626 Personen, 408 männliche und 228 weibliche, die meist im Alter der Erwachsenen standen. An diesen Zahlen ist die Provinz Schlesien mit 27 Tötungen durch Blitzschläge am stärksten beteiligt. Naturgemäß ist es die Erwerbsgruppe der Landwirtschaft, Viehzucht usw., der zum großen Teile die (163) getöteten Personen angehören, weil die in der beschäftigten Personen am leichtesten der Gefahr ausgesetzt sind, von Gewittern überfallen und geschädigt zu werden. Aber auch der durch Blitzschläge verursachte Materialschaden erreicht immerhin bedeutende Werte. Insgesamt waren während der vier Jahre 1891/94: 20 580 000 M. Gewitterschaden entstanden, d. h. durchschnittlich jährlich 5 145 000 M. Ein Vergleich mit früheren Perioden ergibt, daß der Materialschaden in den Städten, wo er großen Wechsel erfährt, gefallen, in den Landgemeinden etwa gleich geblieben und in den Gutbezirken beträchtlich gestiegen ist. Auf sie entfällt hauptsächlich die Zunahme der Blitzgefahr, von der in den letzten Jahrzehnten so vielfach die Rede gewesen.

Nachdruck des Inhalts verboten!